



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2000

Märenforschung und Geschlechterbeziehungen

Schnyder, Mireille

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-93795>

Journal Article

Originally published at:

Schnyder, Mireille (2000). Märenforschung und Geschlechterbeziehungen. Oswald-von-Wolkenstein-Gesellschaft. Jahrbuch, 12:123-134.

**JAHRBUCH
DER
OSWALD VON WOLKENSTEIN
GESELLSCHAFT**

SONDERDRUCKE

Herausgegeben
von
Sieglinde Hartmann und Ulrich Müller

**Band 12
2000**
Frankfurt am Main

Umschlagabbildung: Wappenblatt "Wolckenstein", Jahrhundertwende
 unbekannter Herkunft, Maße 31 x 15,5 cm
 (Privatbesitz von Prof. Dr. Georg Glowatzki, Bern)

Alle Rechte vorbehalten, auch die des Nachdrucks von Auszügen,
 der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung

Herausgeber: Oswald von Wolkenstein-Gesellschaft e.V.,
 D-60323 Frankfurt/Main, Myliusstr. 25
 Satz und Druck: Sprint-Digital-Druck GmbH, D-70195 Stuttgart
 Printed in Germany

ISSN 0722-4311

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
Vorbemerkung/Preface	VI – VII
Bilanz der Spätmittelalterforschung	
Beiträge des interdisziplinären Symposions der Oswald von Wolkenstein-Gesellschaft veranstaltet in Zusammenarbeit mit dem Arbeitskreis für Mittelalterstudien der Universität Salzburg vom 16. bis 19. September 1999 auf Burg Kaprun/Salzburg	
HORST BRUNNER: Rückblick und Ausblick: Die germanistische Spätmittelalterforschung am Ende des 20. Jahrhunderts	1 – 20
CHRISTA BERTELSMEIER-KIERST UND JÜRGEN WOLF: 'MAN SCHREIBT DEUTSCH'. Volkssprachliche Schriftlichkeit im 13. Jahrhundert. Erträge des 'Marburger Repertoriums deutschsprachiger Handschriften des 13. Jahrhunderts'	21 – 34
MARTIN J. SCHUBERT: <i>Ain schreiber der was teglich truncken</i> . Zu Stand und Fortgang der Varianzforschung	35 – 47
KARIN KRANICH-HOFBAUER: Editionswissenschaft als interdisziplinäre Grundwissenschaft. Über Berührungsängste und deren Überwindung	49 – 64
CLAUDIA BRINKER-VON DER HEYDE: Mentalität, historische Anthropologie und Literatur. Zu Möglichkeiten und Grenzen der Interdisziplinari- tät in der Mediävistik	65 – 81
HEIDI BEUTIN: „Frau, Frauenliteratur, Weiblichkeit, Feminismus“. Zur Begrifflichkeit älterer und neuerer mediävistischer Forschung	83 – 93
WALTER KOFLER: Forschung ohne Output? Die fehlenden Ausgaben zur Spielmanns- und Heldendichtung	95 – 105
SONJA KERTH / ELISABETH LIENERT: Nachnibelungische Heldenepik: Forschungsstand und Forschungsaufgaben	107 – 122
MIREILLE SCHNYDER: Märenforschung und Geschlechterbeziehungen	123 – 134
URSULA KOCHER: Spätmittelalterliche Novellistik. <i>Der enttäuschte Liebhaber</i> des Johann Werner von Zimmern als Beispiel neuen Erzählens (<i>Abstract</i>)	135 – 136
WOLFGANG ACHNITZ: <i>Kurz rede von guoten minnen / diu guotet guoten sinnen</i> - Zur Binnendifferenzierung der sogenannten ‚Minnereden‘	137 – 149
FRANCESCA ZANOLIN: <i>Rainaldo e Lesengrino</i> : Forschungsstand und Forschungsaufgabe italienischer Tierdichtung	151 – 162

JUTTA GOHEEN: Zur Situierung spätmittelalterlicher Gnomik im Memoria-Diskurs	163 – 174
GERT HÜBNER: Die „geblünte Rede“ - Zur Theorie und Praxis einer poetischen Technik im späteren Mittelalter	175 – 184
JOHANNES RETTELBACH: Späte Sangspruchdichtung – früher Meistergesang. Bilanz der jüngeren Forschung	185 – 201
MARIANNE DERRON und ANDRÉ SCHNYDER: Das geistliche Tagelied des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit. Eine Bilanz und ein Projekt	203 – 216
ALBRECHT CLASSEN: Lieddichtung und Liederbücher im deutschen Spätmittelalter	217 – 228
REINHARD STROHM: Gibt es eine Epochenwende in der Musikgeschichte?	229 – 238
FRITZ PETER KNAPP: Die Literatur des Spätmittelalters in den Ländern Österreich, Steiermark, Kärnten und Tirol von 1273 bis 1358 (Abstract)	239 – 240
JAROSLAW WENTA: Die polnischen und deutschen Forschungen über die Geschichte Preußens im Mittelalter: Bilanz und Perspektiven	241 – 258
WALTER RÖLL: Jiddische Texte des späten Mittelalters und ihre Erforschung	259 – 271
KARL-ERNST GEITH: Lateinische und deutschsprachige Leben Jesu-Texte. Bilanz und Perspektiven der Forschung	273 – 289
REGINA D. SCHIEWER: Predigtforschung im Aufwind	291 – 309
FREIMUT LÖSER: Deutsche Bibelübersetzungen im 14. Jahrhundert. Zwölf Fragen	311 – 323
FRANZ-JOSEF SCHWEITZER: Gab es eine begardische Literatur?	325 – 338
MAREN ANKERMAN: Mystik und Naturwissenschaft: Parallelen zwischen den Weltbildern von Quantenphysikern und mystischen Konzepten. Ansätze und Probleme der Forschung	339 – 351
WOLFGANG BEUTIN: Die Mystik und die moderne Naturwissenschaft: Auf dem Wege zu einem einheitlichen „Bild von Geist, Materie und Leben“?	353 – 363
HEIKE FIELMANN: „Die Perle einer Fabel ist ihr Sinn“. Ricarda Huchs historiographische Methodik in ihrer Anwendung auf Texte der älteren Literatur	365 – 379

GERTRUD BLASCHITZ: Realienkunde und Germanistik. Die weiblichen Kopfbedeckungen in der Berliner Neidhart-Handschrift c (mgf 779)	381 – 396
BERNHARD SCHNELL: Die deutschsprachige Medizinliteratur des Mittelalters. Stand der Forschung. Aufgaben für die Zukunft.	397 – 409
FRANK FÜRBETH: Zum Begriff und Gegenstand von Magie im Spätmittelalter. Ein Forschungsproblem oder ein Problem der Forschung?	411 – 422
WILHELM BAUM: Die Erweiterung des europäischen Weltbildes durch Kontakte mit dem Orient, Indien und China vom 12. bis zum 15. Jahrhundert	423 – 437
Register	439 – 452
Satzung	453 – 455
Impressum	456 – 457

Mireille Schnyder

Märenforschung und Geschlechterbeziehungen

Man mag sich beim Titel dieses Aufsatzes fragen, was sich wohl hinter diesen zwei Begriffen versteckt, die beide nicht eben scharf konturiert sind und sich auf sehr zweideutige Art verbinden. Der Begriff des Märe ist in der gattungstheoretischen Forschung dermaßen in Verruf geraten, daß es schon fast an Naivität grenzt, ihn im Titel zu verwenden. Doch hilft er mir, das Objekt meiner Überlegungen von geistlichen und religiösen Erzählungen sowie den in einen größeren, meist didaktischen Sinnzusammenhang eingebauten Kurzerzählungen abzugrenzen. Als Kern der Genderstudies, Teil aber auch der Sozial- und Mentalitätsgeschichte, meint der Begriff der Geschlechterbeziehungen die Konstellationen und Ordnungen, wie sie sich durch Differenzierung der Geschlechter ergeben und gesellschaftliche Konventionen und Machtstrukturen prägen. Dabei zielt der Begriff Geschlechterbeziehungen weniger auf die Beschreibung und Wahrnehmung einer Opposition, was immer auch ihre erneute Setzung heißt, als auf die Wahrnehmung des semiotischen Systems, mit Hilfe dessen Differenzialität produziert wird. Schließlich das konjungierende ‚und‘: verbindet es die Geschlechterbeziehungen mit der Forschung oder mit den Mären? Märenforschung als Spiegel geschlechterpolitischer Entwicklungen in den letzten 150 Jahren wäre wohl ein äußerst ergiebiges Studienfeld. Doch im folgenden soll nicht danach, sondern nach dem Forschungsproblem ‚Geschlechterbeziehungen‘ in bezug auf die Märentexte gefragt werden.

Die Eigenschaft des Märe, fiktive, diesseitig-profane und unter weltlichem Aspekt betrachtete Vorgänge zum Thema zu haben (H. FISCHER, 1983, 62f.; H.-J. ZIEGLER, 1985, 37), hat schon früh die Aufmerksamkeit der Sozial- und Mentalitätsgeschichte auf sich gezogen – und es sind dieselben Gründe, die die Mären zu einem bevorzugten Thema der Genderstudies machten. So kommt es, daß die Märenforschung der letzten Jahre – neben den großen Themenkomplexen von Überlieferungsgeschichte und Textkritik, Gattungsfragen und Erzähltheorie – die Frage nach der Geschlechterproblematik als Hauptanliegen hat.

Die Fragestellungen und methodischen Zugänge sind aber noch geprägt durch die historischen Interessen, die im Rahmen der Mentalitäts- und Sozialgeschichte diese Texte wieder entdeckten. Die Idee, daß das Märe an die Alltagswelt des Publikums anknüpfe, ist – auch wenn schon Fischer sehr deutlich auf das Unrealistische dieser eng begrenzten Weltausschnitte hingewiesen hat (H. FISCHER, 1983, 130) – zählebig und stark. Bei aller methodischen Vorsicht und Bewußtheit der Differenz zu einer wie auch immer gearteten ‚Realität‘, werden Mären nicht selten als Quellen und exemplarische Beispiele für Fragen im Bereich einer Geschichte

der Frauen oder der Frau in der Geschichte, also sozial-, alltags- und mentalitätsgeschichtliche Fragen, herangezogen. Und das Interesse an geschlechtsspezifischen Zu- und Festschreibungen findet in den Märentexten ein Arsenal an schlagenden Bildern für eine Geschichte der Hierarchisierung der Geschlechter.

Doch spannt sich der Bogen weit von der konstatierenden Darstellung von Typus und Topos des „übelen wip“ (F. BRIETZMANN, 1912) bis zur Frage nach Geschlechterbildern und Geschlechterbildung, bei der die in den Mären sich verwirklichenden Vorstellungsmuster und Deutungsstrukturen als Ausdruck eines geschlechterpolitischen Diskurses der Zeit gelesen werden. Die dargestellten Beziehungen zwischen den Geschlechtern werden da dann als Repräsentationen kultureller Regelsysteme und dadurch Abbild oder Gegenbild realer Machtverhältnisse verstanden. Und die Mären mit ihren schlagfertigen Frauen und raffinierten Außenseitern geraten unter der Hand zum Ort einer „Korrektur der bestehenden Welt“ (I. STRASSER, 1989, 308). Erst in jüngster Zeit richtet sich der Blick nun auch vermehrt auf die literarische Qualität dieser Texte und werden sie als ‚Kunst- und Sprachstück‘ bedacht – auch im Rahmen der Genderstudies.

Es ist die Erzählforschung, die zu dieser Entwicklung den größten Teil beigetragen hat. Ganz allgemein hat die Narratologie mit ihrer „Entdeckung“ der Erzählsituation und der sich daraus ergebenden Frage nach der Erzählperspektive, der Bedeutungszuordnung und damit Autorisierung eines Textes der feministischen Wissenschaft und dann auch den Genderstudies Anknüpfungspunkte zur Verfügung gestellt. Auch die Geschlechterforschung im Bereich der Mären wäre ohne die Untersuchungen von Fischer und Ziegeler – um nur die Grundpfeiler der Erzählforschung in diesem Bereich zu nennen – nicht da, wo sie heute ist. Denn es sind diese Forschungen, die im Umgang mit Märentexten zu größerer Sorgfalt erzogen. Durch sie bekam die eklektizistische Lektüre im Blick auf Topik, Typik und festgeschriebene Vorstellungsmuster für den Literaturwissenschaftler eine unbefriedigende Halbheit. So wurde in allerjüngster Zeit mit größtem Nachdruck darauf hingewiesen, daß sich die Frage nach den Geschlechterbeziehungen nicht trennen läßt von der Frage nach den Mären als Kunststücken der Erzählung, als Sprachwerken, die ihre eigenen Bedingungen mittransportieren (u.a. U. FRIEDRICH, 1996, 2f.). Rüdiger Schnell stellt explizit fest, daß man „neben der stark sozial- und mentalitätsgeschichtlich orientierten historischen *Gender*-Forschung einen literaturwissenschaftlichen [...] Ansatz lancieren“ müsse (R. SCHNELL, 1997, 26). Und während er diese Forderung noch in erster Linie in bezug auf Eheschriften, das heißt klar intentionalisierte Texte aufstellt, bezieht sich Bachorski mit seiner Forderung, daß „bei aller ‚Anthropologisierung‘ der Literaturwissenschaft [...] sie sich nicht ‚inhaltistisch‘ durch den Fetisch des generellen Themas bannen lassen dürfte, sondern sich auch und vor allem auf die genuin ästhetischen, und d.h. hier sprachlichen und literarischen Besonderheiten ihres Gegenstandes konzentrieren“ müsse, direkt auf die Märendichtung (H.-J. BACHORSKI, 1998, 264f.). Wobei für diese Weiterführung der Erzählforschung im Rahmen der

Geschlechterforschung die Arbeiten von R. Howard Bloch zum altfranzösischen Fabliau wegweisend waren und sind.

Anknüpfend an diese neuesten Entwicklungen will ich im folgenden aufzeigen, wie sich die Frage nach Geschlechterbeziehungen innerhalb einer Lektüre stellen läßt, die sich in erster Linie an das „Kunstwerk“ des Textes hält. Es wird nicht nach Repräsentationen, Abbildern, Umkehrungen oder Spiegelungen außerliterarischer Mechanismen gesucht, nach Ergänzungen zu den Gesetzestexten, den didaktischen Schriften, den moraltheologischen Traktaten, sondern der Blick richtet sich auf das, woraus die Erzählungen bestehen, worauf sie sich gründen, worauf sie zielen und was ihr Inhalt ist: Sprache. Es interessiert die Bewegung, die Literatur ist und um die es uns als Literaturwissenschaftler gehen muß: die Sprache als symbolische Ordnung der Differenzierungen, aber auch semiotisches System, mit dessen Hilfe Differenzialität produziert wird. Denn Aufgabe und Problem jeder Geschlechterforschung ist es, mit einer Differenz umzugehen, ohne sie zu schnell in eine Opposition zu verwandeln.

Der Typus der geschwätzigen, aber auch wortmächtigen Frau, die die Welt durch die Sprachgewalt verkehren kann, ist Teil fast jedes Märe. Sei dies nun die alte Kupplerin, die stolze Prinzessin, die listige Ehefrau, alle sind rhetorisch ihrem männlichen Widerpart überlegen. Dabei ist topisch die enge Verknüpfung von ‚multiloquitas‘ und ‚luxuria‘ respektive sexuellem Appetit gegeben. Die lange Tradition dieser Engführung von vaginaler und oraler Geschwätzigkeit muß hier nicht nachgezeichnet werden; sie nahm im Paradies ihren Anfang, als die Überredungskünste Evas zum Sündenfall führten und damit zur Verführung wurden.¹ Die ungezügelte Zunge wurde so zum untrüglichen Zeichen sexueller Lust. Und umgekehrt wurde in theologisch-religiösem Kontext die Attraktivität des aufgeputzten, vor allem auch geschminkten Körpers mit der Verführung einer gekonnten Rede gleichgesetzt.² Sprachliche und körperliche Qualität sind so ganz direkt aufeinander bezogen. Der geschminkte, herausgeputzte Körper ist Bild für die rhetorische Rede, und beiden gemein ist Ziel und Zweck der Verführung und Irreführung.

1 Vgl. zur patristischen Tradition z.B. AMBROSIUS, *De virginitate*, cap. xiii, 80 sowie cap. xi, 66. In: PL 16, Sp.286 C-D und Sp.282 D. Zur Verbindung von Mund und Vagina vgl. ausführlich T. LAQUEUR, 1996.

2 Vgl. dazu mit entsprechenden Belegstellen R. H. BLOCH, 1987.

Wenn Mären nun zu einem großen Teil Erzählungen weiblicher ‚multiloquitas‘ sind, wobei sich diese weiblichen Sprachkünste in der Regel mit körperlichen Verführungskünsten decken, stellt sich die Frage nach der Erzählung selber. Ist rhetorische Kunst, mit all ihren Implikationen, stereotyp der Frau zugeschrieben, drängt sich die Frage nach dem in der Regel nicht ungekonnten und höchst rhetorischen Erzählen selber auf.³

Die Frage nach den Geschlechterbeziehungen ist so zu lösen aus der Frage nach den dargestellten Handlungsweisen und geschlechtsspezifischen Typisierungen.⁴ Die Aufmerksamkeit muß auf die sprachliche Realisierung innerhalb der Texte und als Text gelenkt werden, auf die Sprachhandlung der Erzählung. Denn Frauenlist ist immer Sprachlist, List der Überredung – doch ist sie von einem wortmächtigen Erzähler inszeniert. Es geht so nicht darum, ein Geschlechterverhältnis konstatiert, repräsentiert oder gespiegelt zu sehen, sondern in der Erzählung nachzuvollziehen, wie es konstituiert und entwickelt wird – als Produkt und Teil des Sprachspiels.

Lassen Sie mich konkret werden: Als Beispiel dafür, daß Spott mit Spott vergolten werde, ehrliche Tat aber zu Ehren führe, erzählt Heinz der Kellner die Geschichte des Bauerntölpels Konni (GA, Nr. LXIII), diese „doch wohl tendenziöse Geschichte, von einem bewußt ganz grobianisch gezeichneten Dorfölpel, ... der die blasierte Spitzfindigkeit einer hochmütigen Königstochter überlistet“, wie Fischer zusammenfaßt (H. FISCHER, 1983).⁵ Und die Geschichte ist auch beinahe so einfach. Beinah.

3 Vgl. zum Zusammenhang von Sprachwitz und -gewalt der Frau mit Schwankwitz schon J.-D. MÜLLER, 1984, 300f.

4 Bachorski spricht trefflich vom „Fetisch des generellen Themas“. (H.-J. BACHORSKI, 1998, 264).

5 Wie auch „Die halbe Birne“ von Ps.-Konrad von Würzburg wird auch „Konni“ gern als sozialkritische Erzählung gelesen, wodurch die starke geschlechterpolitische Komponente sozusagen neutralisiert wird. Und – um auf den Teil der hier angeschnittenen Thematik hinzuweisen, den ich anfangs ausgeklammert habe – ist es interessant zu sehen, wie die Forschung sich darin einig ist, daß die Prinzessinnen beider Geschichten „blasiert“, „hochmütig“, „eingebildet“, auf alle Fälle zu Unrecht spöttisch seien. Damit übernimmt die Forschung eine Wertung, die der Text transportiert und anbietet. Entsprechend spiegelt sich die in den Texten explizierte Schadenfreude über den Sturz der Prinzessinnen auch in der Forschungsliteratur. Die Identifikation mit dem letztlich die Prinzessin überwältigenden Werber ist so groß, daß man die augenfälligen Mängel der Werbung nicht mehr sehen will. Anders könnte nicht davon gesprochen werden, daß Konni die Prinzessin ‚überliste‘, was eine gewisse Raffinesse und vor allem auch Überlegung voraussetzt.

Eine Königstochter wollte nur den heiraten, der fähig wäre, sie verbal zu überwältigen; wer aber im Wortkampf unterlag, verlor den Kopf. Schon viele haben so ihr „*edel houpt*“ (30) eingebüßt, als der ungehobelte Kerl Konni, der sich aufgemacht hatte, um „*hove zuht*“ zu lernen (49), ungewollt in dieses Spiel hineintrampelt und da, mit Hilfe von Gegenständen, die er zufällig bei sich hat (ein Ei, ein Eggenzahn und sein Hut, den er in der Nacht zuvor als Nachttopf brauchte), die Sprachmacht der Prinzessin bricht. Damit reißt die Reihe der kopflosen Freier ab, die Königin muß – zur Freude des ganzen Hofes – den Bauern heiraten und die Geschichte hat ihr Ende. Und meine Lektüre beginnt:

Konni, der Tölpel, kommt als Weggenosse eines ritterlichen Freiers an den Hof, wo er aber nicht etwa die Prinzessin sucht, sondern lediglich „*hove zuht*“ lernen will (49). Wie ernst es ihm damit ist, zeigt sich im Kontrast zu seinem vorbildlichen Gefährten, der ihm vergebens Manieren, das heißt in erster Linie Zurückhaltung in bezug auf physische Grundbedürfnisse wie Essen und das notwendig daraus folgende „*schützen*“ beibringen will (111-123; 139-150). Konnis Antwort auf die Aufforderung, sich zu zügeln, ist so einfach wie verständlich: „*Ich bedarf sîn harte wol*“ (123).

Dagegen erfüllt der Ritter die Ansprüche höfischer Repräsentation so vollkommen „*daz er kein zwîvel wolte hân, / Daz im iemer beschæh‘ daz leit, / daz im diu junkvrou (würde) verseit*“ (81-84). So plant er auch schon reichlich vorschnell eine königliche Zukunft, in der Konni die Rolle eines Hofnarrn zukommen würde. – Doch weder seine glanzvolle äußere Erscheinung noch seine perfekte höfische Erziehung können die blendenden rhetorischen Künste der Prinzessin übertrumpfen. Auch er verliert im Wortgefecht den Kopf und der König wundert sich, „*daz nie man ist, / der überlisten kan ir list*“ (103f.).

Der Erzähler jedoch fragt sich gleich zu Anfang, wer der Prinzessin diese Künste und Rätselfragen geraten haben mag. Denn selbst durch ausgiebiges Nachdenken (*rihten!*) käme man nicht auf „*sô manger hande sprûchelîn*“ (31-36). Damit ist jedem Mißverständnis vorgebeugt, das diese Kunst mit Weisheit gleichsetzen könnte. Denn diese manifestiert sich topisch gerade in ausgiebigem Nachdenken. Was im Kleid der rhetorischen Frage eine Hyperbel für die Vertracktheit der Redekünste der Prinzessin scheint, ist so auch Mittel des Erzählers, die Sprachmacht der Prinzessin in den Bereich der Magie auszugrenzen.⁶

Nach der Niederlage des perfekten Ritters wird nun Konni vor die Königin geführt und, ohne zu wissen wie ihm geschieht, zu einem Gespräch gedrängt. Nach

6 Bloch weist auf die topische Konnotation der Frau mit dem der Logik Widersprechenden hin, die Verbindung ihrer sprachlichen Künste nicht mit Grammatik und Logik, sondern dem Sophismus im Sinne von Trugschluß und Wortverdrehung (R. H. BLOCH, 1987, 17). Zur traditionellen Konzeption von Weiblichkeit gerade in Opposition zu Rationalität vgl. auch R. HOF, 1995, 36.

langem Schauen – und man mag darin ein ironisierendes Zitat des Weisheitstopos sehen, der eben vorhin noch in bezug auf die Künste der Prinzessin verworfen wurde – fragt er: „*Vrou, wie ist iu der munt sô rôt?*“ (77). Eine Kinderfrage, naiv und direkt.⁷ Im höfischen Umfeld aber wird sie zur rhetorischen Frage, Teil des erotisch aufgeladenen Frauenlobs, Teil des poetischen Sprachspiels. Damit bricht im Arrangement der Erzählung – noch nicht aber in der inszenierten Situation des Wortkampfes – die Ambiguität der Sprache auf. Das bäurische Wort ist im höfischen Rahmen plötzlich Liebesrhetorik – und diese wird, im bäurischen Mund, zur simplen und etwas tumbeñ Frage. Die grammatische Struktur des Satzes bleibt sich aber gleich.⁸

Die Frau nun, ungeschlagene Expertin auf dem Gebiet der höfischen *zuht*, greift den scheinbar höfischen Faden auf und führt die Metaphorik weiter: „*es tuot nôt, dô ist viur dar inne*“ (78f.). Die ins Innere zurückgedrängten Bedürfnisse, wie sie der Ritter Konni erfolglos als höfische Manieren versuchte beizubringen, erscheinen hier rhetorisch in die Äußerlichkeit von Körper- und Redeschmuck sublimiert. Doch die phantastische Aitiologie der Prinzessin für die Röte ihres Mundes findet nicht nur eine rhetorische Figur für ein verborgenes Bedürfnis, sondern öffnet unwillentlich über die auf ein Inneres verweisende Bildlichkeit auch die Hülle des Redeschmucks.

Konni jedoch versteht nur den literalen, ‚körperlichen‘ Sinn und zückt erfreut das zufällig von zuhause mitgebrachte Ei mit der Bitte: „*Vrou, sô eiet mir daz ei*“ (181). Die naive Bitte wandelt sich nun aber in der Reaktion der Königstochter zur sexuellen Anzüglichkeit. Sie faßt die Bitte des Tölpels im System der uneigentlichen Rede, der zweideutigen Worte als handgreifliche Sexualmetaphorik auf und reagiert, durch die scheinbare Schlagfertigkeit überwunden, entsprechend: „*Tôre, stôz in den ars daz*.“ Und damit ist sie es, die als erste das Thema der Sexualität explizit, wortwörtlich ins Spiel bringt.

Daß ihre Ausdrucksweise an ihren rhetorischen Künsten zweifeln läßt, soll hier nicht kümmern – denn darum geht es wohl schon lange nicht mehr. Sondern

7 Von „erhabener Einfalt“ würde Paul de Man sagen (P. DE MAN, 1988, 38). Die von ihm erzählte Geschichte der Bowling-Schuhe von Archie Bunker zeigt genau die Struktur des von Konni und der Prinzessin geführten Gesprächs. Nur ist die Naivität interessanterweise in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts genau andersherum verteilt.

8 „Das grammatische Modell der Frage wird rhetorisch nicht, wenn wir auf der einen Seite eine buchstäbliche Bedeutung und auf der anderen eine figurative erkennen, sondern wenn es unmöglich ist, mit Hilfe grammatischer oder anderer sprachlicher Hinweise zu entscheiden, welche der beiden Bedeutungen (die miteinander inkompatibel sein können) den Vorrang hat. Rhetorik ist die radikale Suspendierung der Logik und eröffnet schwindelerregende Möglichkeiten referentieller Verirrung.“ (P. DE MAN, 1988, 40).

der magische Sprachgürtel, den die Königstochter um sich gezogen hatte, der ihr die Freier vom Leib hielt, der aber gleichzeitig ihre Attraktivität ausmachte, wird durch die Dingmagie des Tölpels zerstört.⁹

Die Verschleierung und Verzierung des Körpers durch die Sprache gelingt nicht mehr, weil die Sprache im Mund Konnis körperhaft ist, ja, sich regelrecht verkörpert: Er nennt nicht nur das Wort ‚Ei‘, sondern hat den Gegenstand zur Hand. Die Sprache wird dadurch in ihrer rhetorischen Qualität der Sublimierung, Verschleierung, aber auch Täuschung negiert. Die Königstochter wird ihres Schmuckes beraubt, des täuschenden Scheins entblößt und in die Nacktheit des Körpers gedrängt.

Die Distanz der Sprache zum Körper, der Worte zu den greifbaren Dingen, ist aufgehoben. Deshalb passiert es, daß die Königstochter in ihrer Replik auf diesen physischen Übergriff, wie er sich in der Schnittstelle der körperlichen Sprache Konnis mit ihrer tropischen Sprache vollzieht, die zwei Ebenen vermengt und in phraseologischer Äußerung das reale ‚Ei‘ an den Ort bringt, an dem das metaphorische Ei zu suchen ist: „*Tôre, stôz in den ars daz*“ (85). Damit entledigt sie sich ihres „*trügementellîns*“, wie es Hugo von Trimberg im „*Renner*“ als Bild für die rhetorischen Künste braucht. Er beschreibt da – im Gestus einer Zeitenklage –, wie ein Schüler aus dem Warenlager der *grammaticâ* höchstens noch dieses Mäntelchen herauszupfe, „*in dem er schîne ze aller frist / Vil künsterîcher denne er ist*“ (V.16737-42).

Derart entblößt kann die Prinzessin nur noch verlieren. Denn beherrscht sie das Spiel der Zeichen, die Formen der zeremoniellen und sprachlichen Repräsentation, ist dies nun außer Kraft gesetzt. Es geht nicht mehr um ritualisierte Werbung im höfischen Kontext, wie bei allen andern Freiern, es geht nicht mehr um einen Wortstreit im Sinne eines rhetorischen Kampfes, sondern um einen Streit der Körper, genauer: der sexualisierten Körper. Wobei die Sexualisierung über das Wort der Frau passiert. Dabei zeigt sich unter dem *trügementellîn* ein Begehren, das durchaus Konnis ungezügelter physischer Bedürfnisse entspricht. Er, der auszog, *hove zuht* zu lernen, kommt hier zu seinem Ziel. Das zeigt sich in der Antwort Konnis. Denn er greift nun seinen Eggenzahn und meint: „*darzuo komt mir daz baz, / Ein ei ich niht drin bringen kan*“ (86f.). Die Torheit Konnis auf dem höfischen Parkett entpuppt sich als Expertentum im Bereich des Physischen.

Durch diese zweite Niederlage verliert die Königstochter die Beherrschung: „*si sprach: daz ist verschizzen*“ (92) – und liefert damit Konni das Stichwort für den Inhalt seiner Kappe, die ihm als Nachttopf diene. Und wie schon bei Ei und

9 Die Gegenstände, die Konni zufällig auf dem Weg zum Hof aufgelesen hatte, ein Ei und ein Eggenzahn, kommen ihm zum Schluß so märchenhaft zupaß, wie die Sprachgewalt der Prinzessin magisch ist. Zu diesem märchenhaften Zug vgl., mit Verweis auf Röhrich und Lüthi: H. J. ZIEGLER, 1985, 314.

Eggenzahn, korrigiert er wieder durch das reale Ding die tropische Bedeutung des Prinzessinnenworts und meint: „*Diz ist geschizzen, daz scheiz ich*“ (97). Deutlicher ist kaum zu zeigen, wie die Sprache der Königstochter, diese Magie des Worts, durch die körperliche Präsenz des Toren besiegt wird. So muß die Königstochter den Bauerntölpel heiraten, der ihre Wortmächtigkeit durch die körperlichen Realien, das Produkt seines Körpers – nicht seines Geistes – überwand.

Anders als die Freier, die sich im äußerlichen Schein der Rhetorik mit der Prinzessin messen wollten, spielt Konni seine physische Präsenz aus, die Grammatik seines Körpers, eine eindeutige und ungeschönte Wörtlichkeit.¹⁰ Und da kehren sich Kompetenz und Perfektion um. Während die werbenden Ritter als Figuren des Begehrens die Lust der Prinzessin, wie sie sich in ihren rhetorischen Künsten manifestiert, spiegeln und zur eigenen machen, bis sie den Kopf verloren – im eigentlichen und übertragenen Sinn –, wird in der Begegnung mit Konni, der nicht daran denkt, um die Prinzessin zu werben, dessen ungeschliffene Sprache sich nicht zum Lustspiegel eignet, deutlich, daß der Ursprung des Begehrens im Kopf – oder eben Mund – der Prinzessin sitzt. Sie ist es, die es gegenüber Konni als erste zum Thema macht und deshalb daran scheitert. Der rhetorisch magische Sprachgürtel der Frau, Abwehr und Schutz, aber auch Grund der Attraktion, entpuppt sich als Ambivalenz des Begehrens: Verlangen und Distanzierung in einem.

Gerade weil Konni selber sich nicht in die ritualisierte und rhetorisierte Brautwerbung einreicht, entlarvt sich an ihm das hinter dem höfischen Schein versteckte Bedürfnis der Prinzessin. Das Objekt des Begehrens entpuppt sich so als dessen Subjekt.¹¹ Und so findet die spöttische Frage von Konnis Vater: „*Wer ist ze hove, der dîn ger!*“ (55) im roten Mund der Prinzessin eine Antwort.

Die in der höfischen Welt hierarchisierte Beziehung zwischen der Prinzessin und den Freiern, die sich an der höfischen Erotik der unerreichbaren Dame orientiert, auf die hin sich Blick und Wollen richten, wird durch die Erzählung umgekehrt. Denn wird die Redekunst der Prinzessin als Ausdruck des Begehrens entlarvt, zeigen sich die Gegenstände Konnis in ihrer schließlichen Verwendung als Symbole sexualisierter Körperlichkeit. Die Erzählung rekurriert auf die Natur, respektive den sexualisierten Körper, wie er sich in den Gegenständen Konnis präsentiert, um eine Hierarchie wiederherzustellen, wie sie nach theologischen und sozialpolitischen Mustern gegeben sein muß. Eine Hierarchie, die sich umkehrt unter dem Trügemantel der Rhetorik, unter dem sich der Körper versteckt, wegen deren Kunst die Königstochter gehaßt wird und sich der König wundert, „*daz nie man ist, der überlisten kan ir list*.“ (103f.)

10 Zur engen Verknüpfung von Grammatik und Natur im Mittelalter vgl. u.a. J. A. ALFORD, 1982, 736.

11 Vgl. zu dieser Umkehr in anderem Kontext auch den aufschlußreichen Aufsatz von H.-J. BACHORSKI, 1998, sowie R. H. BLOCH, 1987.

Der Sieg kommt zustande, weil die Spielregeln nicht eingehalten werden. Denn was anfangs als Sprachmagie der Frau gepriesen wurde, kommt im Wortwechsel mit Konni, der nur zur Hälfte aus Worten besteht, gar nicht zum Zug. Es ist kein „*schallære*“ (22), der sie überwindet, sondern ein Analphabet, der außer seinen physischen Fähigkeiten nicht viel hat. So ist es nicht die Sprachkunst Konnis, die die Prinzessin besiegt, sondern der Ausgang des Wettkampfs wird allein durch das auktoriale Wort hergestellt: „*er het die vrouwen, dunket mich, / Zem dritten mál gewonnen*“ (198f.).

Und diese auktoriale Setzung von Konnis Sieg wird durch die in der Erzählung zitierte öffentliche Meinung bestätigt (200-203). Eine öffentliche Meinung, die schon vorher in enger Verbindung mit dem Erzählerkommentar als Mittel der Bewertung diente: Das Bedauern des Erzählers, vom Tod der drei jüngsten Brautwerber reden zu müssen, fand seine Bestätigung im Haß der Bevölkerung gegenüber der Königstochter (93-99). Entsprechend nannte er sie dann auch „*diu vervluochte*“ (58), ganz im Gegensatz zu ihrem ritterlichen Freier, „*dem allez liut das beste jach*“ (61). Es wird so eine kollektive Verurteilung der Königin bewirkt, indem das Erzählerurteil im Urteil einer fiktiven Öffentlichkeit ihr Echo findet und dieses den Raum um die Erzählung füllt, in dem das Publikum sitzt.¹² Es ist ein kollektives Sprachhandeln, das die Protagonisten charakterisiert und die Erkenntnis von Gut und Böse schafft. Und die identifizierende Schadenfreude kann sich nur einstellen über den Zusammenschluß von Erzähler, erzählter öffentlicher Meinung und Publikum gegen die in der Erzählung konstruierte und entsprechend apostrophierte spöttische Grausamkeit der Frau und ihre tödliche, eher magisch als intellektuell gezeichnete Sprachgewalt. Folgerichtig interessiert das Geschick Konnis nach seinem „Sieg“ auch nicht weiter, sondern Ziel der Erzählung war lediglich die Erniedrigung der wortmächtigen Prinzessin: „*wie des gebûren wart gepflegen, / Daz weiz ich niht, wan‘ ez was dô / der vrowen unglück(s) manger vrô*“ (V.208-10).

Doch wird, wie gesagt, in dieser Erzählung von Konni die rhetorische Kunst der Frau nicht eigentlich übertrumpft, sondern in ihrer Nichtigkeit entlarvt: es ist Lug und Trug, es ist *list*, die blendet, die übertölpelt, die

12 Es ist interessant zu sehen, wie diese Rezeptionsleitung durch den Erzählvorgang auch die Forschung beeinflusst, indem durchwegs von einem „Wortwitz“ Konnis die Rede ist, gar von einem intellektuellen Wettkampf. Darum kann es sich ja doch nicht handeln.

aber keine Substanz hat. Künstlichkeit, die da ihre Wirkung verliert und sich auflöst, wo sie nicht spiegelnd wahrgenommen wird. Ein verhüllendes Kleid, das nach bestimmten Regeln gewoben ist, vor der greifbaren Dinglichkeit, der physischen Realität aber zerreißt.

Nun wird die Geschichte aber als *bîspel* erzählt, Beispiel für eine *wârheit*, die als sentenzhafte Weisheit an den Anfang gestellt wurde (1-14). Doch ist Konni wirklich der, der „*Sinn unde herzen rât / an manheit unde êrlich târ*“ wendet (9)? Die Kunst der Prinzessin ist die unnachahmliche Fähigkeit, „*sprûchelîn*“ zu „*vinden*“ und „*getihten*“ (32-36). Das heißt, sie beherrscht die Künste sprachlicher Verführung und Täuschung, wie sie auch der Dichter einsetzt, sein Publikum zu ergötzen, zu blenden und zu verführen.

Hugo von Trimberg, der im „*Renner*“ ausgiebig beklagt, daß aus dem Schatz der Sprachkunst nur noch das *trûgementellîn* gefragt sei, schließt sein Lamento überraschend ironisch: „*Der [von diesen Mäntelchen] hân ich einez bî mînen tagen / Wol vier und drîzic jâr getragen.*“ (16741f.) und macht damit klar, womit sich ein Verfasser von Versen kleidet. Und so drängt sich plötzlich, als eigentlicher und ebenbürtiger Gegner der Prinzessin, der künstereiche Erzähler vor den Tölpel Konni: Heinz der Kellner, der dieses Märe für uns „*ze minnen getihtet hat*“ (225). Der siegreiche Protagonist zum Schluß ist nicht Konni, nicht der Bauerntölpel, sondern der Erzähler, der durch seinen Auftritt im *trûgementellîn* die Wortmächtigkeit der Prinzessin besiegt. Es ist nicht Konni mit seinem Ei und seinem Eggenzahn und seinem vollen Hut, sondern derjenige, der diese Gegenstände im Sprachspiel zwischen literalem und metaphorischem Sinn einsetzt. Und wenn die Prinzessin von der physischen Präsenz des Toren überwältigt wird, ihre Raffinesse vor seiner Krudheit zerbricht, ist das ein Akt der Gewalt, mit dessen Hilfe eine kirchlich und sozial gestützte, mit dem Rekurs auf die Natur begründete (Sprach-)Ordnung restituiert wird. Nicht eben elegant. Der eigentliche Sieger in diesem Wortgefecht – und diesmal nicht als Körpergefecht – ist der Erzähler. Die Erzählung entlarvt die Wortkunst der Prinzessin als *trûgementellîn*, macht das aber, indem sie aus dem Stoff ein neues Mäntelchen näht. Die Sprachmagie der Frau wird zum Prüfstein für die Kunst des Erzählers. Der eigentliche Freier ist Heinz der Kellner.

Das Beispiel für eine ehrliche und mannhafte Tat im Gegensatz zu tödlichem Spott und Geschwätz gerät so unter der Hand des Erzählers zu einer Demonstration von Rede, die Rede überwindet. Der Erzähler besiegt

die Prinzessin mit ihren eigenen Waffen. So heißt es denn auch zum Schluß nichts mehr von „*manheit unde êrlich târ*“ (10), sondern:

„*Nû spottet her unde hin,
ez wirt etlîches ungewin;
Daz merket bî dem mære,
daz uns Heinz der kelnære
Ze minnen getihtet hât.*“ (221-25)

Das Märe ist Spott, der dem Spott folgt – und als solcher läuft es Gefahr, selber Spott nach sich zu ziehen. Konni, der sich so physisch präsent in den Vordergrund drängt als zweifelhaftes Beispiel für „*manheit unde êrlich târ*“, entpuppt sich lediglich als Marionette, Mittel im Wortstreit, Instrument des Spottes.

Damit wird im Erzählprozeß die durch das *bîspel* suggerierte Wertung fraglich. Die Macht der Rhetorik im Mund der Frau, die eigentlich gebrochen werden sollte, wird über die Macht des erzählten, oder besser: des erzählenden Wortes ganz neu wieder eingesetzt und zelebriert. Doch wird die Rede der Frau durch die poetische Rede übertrumpft, ist es gleichzeitig die Rede der Frau, die diese poetische Rede erst provoziert und ermöglicht. Die weibliche Redekunst, diese verdächtige Rhetorik, eng assoziiert mit der sexuellen Lust, dem Geschwätz des anderen Mundes, wird zum Grund des Erzählens, Mittel und Ursache, Mittel und Zweck. Es kommt so zu einer Poetik des Zwischengeschlechtlichen, die sich in der oberflächlichen Spannung zwischen den Geschlechtern entwickelt, aber die Polarisierung, die die Spannung bewirkt, nicht repräsentiert, sondern verwirrt und stört.

Im Blick auf die Sprachgewalt und Sprachrealität des Textes, auf das Geschehen in der Erzählung als sprachliches, als ein ernstes Sprachspiel, löst sich die Frage nach den Geschlechterbeziehungen in den Märentexten von der Fokussierung auf Erzählinhalte und misogyne Topik und öffnen sich andere Perspektiven. Und indem Sprache und in Texten geordnete Sprache nicht (nur) als Abbild, Spiegel, Repräsentation einer kulturellen, mentalitäts-, sozialgeschichtlichen Gegebenheit verstanden werden, sondern als Konstituens einer sich in der Sprachordnung der Erzählung erst realisierenden und entwickelnden Geschlechterbeziehung, wird die Ambivalenz und vor allem auch Ambiguität jeder Beziehung deutlich. Erzählen bleibt so immer auch Indiz der Labilität und Uneindeutigkeit der Geschlechterordnung. Geschlechterbeziehungen sind so als Teil des Textes zu bestimmen, sind – etwas zugespitzt formuliert – ein poetologisches Pro-

blem. Im roten Mund der Prinzessin steckt nicht nur Feuer, sondern auch die Poetik der Mären.

Bibliographie

- John A. Alford: The Grammatical Metaphor. A Survey of Its Use in the Middle Ages. In: *Speculum*. 57. 1982. S.728-760.
- Hans-Jürgen Bachorski: Das aggressive Geschlecht. Verachtete Männlichkeit in Mären aus dem 15. Jahrhundert. In: *Zeitschrift für Germanistik*. N.F.8. 1998. S.263-281.
- R. Howard Bloch: *The Scandal of the Fables*. Chicago-London 1986.
- R. Howard Bloch: Medieval Misogyny. In: *representations*. 20. 1987. S.1-24.
- Franz Brietzmann: *Die böse Frau in der deutschen Litteratur des Mittelalters*. Berlin 1912 (= *Palaestra* 42).
- Hanns Fischer: *Studien zur deutschen Märendichtung*. Tübingen 1968; 2. Aufl. bes. von J. Janota. Tübingen 1983.
- Udo Friedrich: Metaphorik des Spiels und Reflexion des Erzählens bei Heinrich Kaufinger. In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur*. 21. 1996. S.1-30.
- Gesammtabenteuer. Hundert altdeutsche Erzählungen. Hrsg. von Friedrich Heinrich von der Hagen. 3 Bde. Stuttgart/Tübingen 1850 (Nachdruck Darmstadt 1961).
- Renate Hof: *Die Grammatik der Geschlechter. Gender als Analysekategorie der Literaturwissenschaft*. Frankfurt/New York 1995.
- Hugo von Trimberg: *Der Renner*; hrsg. von Gustav Ehrismann. 4 Bde. Berlin 1970.
- Thomas Laqueur: *Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud*. München 1996.
- Paul de Man: *Semiologie und Rhetorik*. In: *Allegorien des Lesens*. Frankfurt/M 1988. S.31-51.
- Jan-Dirk Müller: Noch einmal: Maere und Novelle. Zu den Versionen des Maere von den ‚Drei listigen Frauen‘. In: *Philologische Untersuchungen*. Fs Elfriede Stutz; hrsg. von A. Ebenbauer. Wien 1984. S.289-311 (= *Philologica Germanica* 7).
- Rüdiger Schnell: Text und Geschlecht. Eine Einleitung. In: *Text und Geschlecht. Mann und Frau in Eheschriften der frühen Neuzeit*; hrsg. von R. Schnell. Frankfurt a.M. 1997. S.9-46.
- Ingrid Strasser: *Versnovellistisches Erzählen. Mittelhochdeutsche Mären bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts und altfranzösische Fables*. Wien 1989.
- Hans-Joachim Ziegeler: *Erzählen im Spätmittelalter. Mären im Kontext von Minnereden, Bispeln und Romanen*. München und Zürich 1985.

Prof. Dr. Mireille Schnyder
 Universität Konstanz
 Fachbereich Literaturwissenschaft
 D-78457 Konstanz
 E-Mail: mireille.schnyder@swissonline.ch